

Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Salis-Soglio, weiland Sonderbundsgeneral

Autor(en): **Meyer, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **7 (1927-1928)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-156423>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kommen. Ich sage das durchaus nicht im Tone oder Sinne des Vorwurfs: diese unsere Generation ist sicher so gut und besser als es ihr die vorhergehende Generation zu sein erlaubte..! — Hier aber liegt das Einzige, was ich in der Schweiz in dieser Sache zu tun sehe: Die Auslösung einer großen, umfassenden, leidenschaftlichen Jugendbewegung zu Gunsten der Vereinigten Staaten von Europa, zu Gunsten der großen einheitlichen Menschheitsprobleme unserer Zeit. — Je rascher die Organisation dieser Bewegung an die Hand genommen wird, umso besser. — Alles andere scheint mir in der Schweiz nur Kraft- und Zeitverschwendung zu sein.“

Das ist der Weg: über die Jugend führt er in die Zukunft. Unsere Generation werden wir nicht mehr oder nur in geringem Maße ändern können; aber die Jugend gilt es zu neuen Taten aufzurufen. Die Jugend gilt es aus der bequemen Bahn althergebrachter Tradition herauszureißen und ihr die neue, schwere, aber segensreiche Arbeit zu zeigen, die ihrer harret, auf daß sie sich selbst ein neues, schöneres, wohnlicheres Haus zu bauen vermöge, als dasjenige, das wir ihr zu bauen vermochten. Alle die, denen diese Jugend selber noch im Herzen brennt, sind vom Schicksal mitbestimmt zur erlösenden Tat!

Briefe des Zürcher Stadtrats Wilhelm Meyer an Johann Ulrich v. Salis-Goglio, weiland Sonderbundsgeneral.

(Fortsetzung.)

Zürich, den 8. August 1866.

Die politischen Manöver Bismarcks, Napoleons und anderer großen Thiere müssen demnächst ungemein interessant werden. Bereits mag Bismarck Bedenken tragen, die norddeutschen Dynastien sans facon abzuschaffen. Thut er das aber nicht, so bleiben sie dem Preußenthum, man mag ihre Landschaften noch so beschneiden, ein steter Pfahl im Fleische. Es wird und muß eine Zeit kommen, da ein Theil von Süddeutschland oder das ganze sich wieder an Oesterreich anlehnen wird. Vorher kann allerdings noch manches erlebt werden, die Franzosen in Berlin, gleichzeitig die Oesterreicher in Breslau... Aber wehe Oesterreich, wenn es in seiner erbärmlichen Eifersucht auf Rußland verharret, und sich von Napoleon nach jener Seite hin wiederholt am Narrenseil schleppen läßt.

Es gibt hier einsichtige Leute, welche einen großen Theil des Unheils dem Gesandten in Paris, Fst. Metternich, beimessen, den sie für einen Intrigant, aber nicht für einen Diplomaten und Staatsmann halten.

Daran ist kaum zu zweifeln, daß jeder große und kleine Monarch in Deutschland jetzt 2 Dinge einführen wird: 1. Zündnadelgewehre und 2. einen Bismarck, der die Landstände und Konsorten maltrahirt, die Zeitungsschreiber ins Loch steckt und ähnliche Künste versucht. Das kann

dann wieder allerlei Querstriche in die politischen Combinationen bringen, wenn die Armeen einmal auf den Friedensfuß gesetzt sind und die Steuern dennoch erhöht werden müssen. Ich hätte lieber gesehen, wenn der Krieg wenig Menschen gekostet und dagegen recht viel Eisenbahnen und Hochmuthsbauten aller Art in Millionenstädten zerschlagen worden wären. Daß es nicht in dem Maße geschah, als es hätte geschehen können und sollen (aus Rücksichten der Kriegs-Raison), das hat vielen tausend braven Soldaten mehr das Leben und die gesunden Glieder gekostet.

Zürich, den 4. September 1866.

Ich muß nach allem, was ich lese und höre, schließen, daß es schon im nächsten Frühjahr wieder losgehen wird. Denn selbst wenn Napoleon nicht Lust hätte, mit Preußen anzubinden, so wird Bismarck mit Annexionen so dreinfahren, daß den Franzosen die Geduld ausgehen wird. Man hat mir versichert, Bismarck habe Napoleon Belgien versprochen und jetzt sein Versprechen zurückgezogen oder abgeläugnet. . .

Ein starkes Deutschland kann er schaffen, aber wohl haben Sie Recht, wenn Sie fragen: Wo bleibt die Freiheit? . .

Den König von Sachsen und den Großherzog von Hessen wird er so cucioniren, daß sie sich noch von ihm die Erlaubnis erbitten werden, ihre Kronen niederzulegen. Den andern bleibt dann die Wahl zwischen einem Bündnis mit Frankreich und Osterreich oder der Bitte an den König von Preußen, sich zum deutschen Kaiser ausrufen zu lassen. Thun sie das letztere, so sinken sie zu mediatisirten Fürsten hinab; schließen sie sich an Frankreich an, so bezeichnet sie ihr eigenes Volk als Hochverräther an der deutschen Sache und Preußen depossidirt sie. Verbünden sie sich mit Osterreich, dann ist es ein klarer Bruch des jetzigen sauberen Friedens und Preußen mit Italien gehen wieder hinter Osterreich her. Rußland ist jetzt schon durch Anweisungen auf die untere Donau oder gar auf Galizien gefördert. . .

Zürich, den 23. Oktober 1866.

Mein hochverehrter Herr General,

Die wiederholten Mittheilungen, die ich von Ihnen empfangen, sind mir von vielfachem Interesse gewesen, namentlich alles, was Sie mir über Bayern, dessen Verhältnisse Ihnen so genau bekannt sein müssen, geschrieben haben, und ich danke Ihnen dafür recht sehr. Ich bedaure nur, Sie nicht meinerseits mit etwas interessantem — geschweige erfreulichem — unterhalten zu können.

Viel Redens macht Bluntschli's Flugschrift. Sie liest sich sehr angenehm, besonders hat mich die Schilderung der deutschen Provinzial-Individualitäten sehr angesprochen und man sieht, daß er sich bestrebt

hat, ein richtiges Urtheil über die Stimmung der verschiedenen Landes-
theile und Volksklassen sich zu bilden, denn er verschweigt sogar nicht,
daß der Bauer in dem schlechtregirten Kurhessen lieber den bisherigen
Zustand beizubehalten als preußisch zu werden wünschte. Die schwächste
Seite von dieser Schrift scheint mir die Behandlung der Schweiz und
die Trostsprüche für diese zu sein, und man wird versucht, daran zu
zweifeln, daß er mit einem schweizerischen Herzen so gelassen der Zu-
kunft der Schweiz entgegensehen könne. Im Gegensatz zu Bluntschlis
Broschüre schreibt mir der wackere Rudolf Steiger (jetzt allié Fischer
von Eichberg):

Ce qui me vexe le plus, c'est le triomphe de cette insolente Prusse
que je voudrais pouvoir exterminer et faire disparaître de la surface de
la terre. D'un autre côté est il peut-être un bonheur pour l'Allemagne
et pour nous que de voir la révolution désormais en face d'un gouverne-
ment auquel on ne peut refuser la vigueur. Nos radicaux sont évidemment
génés par le voisinage de cette Prusse qui à l'heure qu'il est, étend bel
et bien ses bras jusqu'à Bâle.

Leider kann ich mich mit dem Schluß nicht einverstanden finden,
denn ich glaube nos radicaux sont de vilains jeanf..., welche in der
Centralität und großstaatlichem Treiben den Fortschritt suchen und sich
bereit finden werden, für Stellen und Orden und Geld zu Kreuz zu
kriechen, und ohne Widerstand sich annexiren zu lassen.

Ich schließe noch mit meinem Danke für die hier zurückfolgenden
Bücher und verbleibe

Ihr ergebener

W. Meyer.

Zürich, den 19. Jänner 1867.

Wir leben in einer Zeit der Überraschungen. Man redet allent-
halben vom „Zerfallen“, vom „Auseinandergehen“, das ist der be-
zeichnende Ausdruck. Dies Schicksal voraussagte man vor wenigen Jahren
der preußischen Monarchie, jetzt prophezeit man es mit der größten
Zuversicht der Oesterreichischen, und vor ein paar Tagen sprach ein Mann,
der kein großer Politicus, aber ein verständiger Geschäftsmann ist,
welcher Land und Leute kennt, ein ähnliches Wehe! über das neue König-
reich Italien aus, es werde „auseinandergehen“. Der Türkei ist es
längst verheißen. Spanien äußert ein Bauchgrimmen, welches ähnliches
besorgen läßt...

Mais que diable ferons nous de Constantinople, rief Kaiser Joseph
aus, als man im Reisewagen sich fröhlich über die türkische Theilung
unterhielt, und — alles ward still. Jetzt kann man fragen, mais que
diable fera-t-on de Vienne? vorausgesetzt, daß wir vorher das aller-
schwärzeste vorhersehen, z. B. Mähren und Sachsen in Preußen in-
corporirt, Böhmen dem König Johann verliehen, Tirol, Salzburg, Ober-

österreich an Bayern, Galizien von Rußland eingefackt, die Ungarn und Kroaten sich wie zwei Heerden wilder Schweine im Dr... wälzend. Ich frage in erhabener Ruhe: Que diable ferons-nous de Vienne?

Wenn es Österreich noch so schlimm geht, fressen kann man es nicht und am Ende kommt es doch noch darauf hinaus, daß das ganze Donaugebiet oder wenigstens Deutsch-Österreich mit einem Stück Ungarn sich mit Süddeutschland enge verbinden wird. Wollte man Österreich an Bayern verschenken, so wäre umgekehrt Bayern an Österreich verschenkt, denn der kleine wird bei Annexionen im größeren aufgehen, nicht der größere im kleinen...

Ihr ergebener

M.

Zürich, den 25. Februar 1867.

Unter den souverän gebliebenen deutschen Monarchien bleibt das alte Elend. Sie sind aufeinander eifersüchtig und werden beim ersten Eintreten einer neuen Krisis, wenn sie sich nicht freiwillig Preußen gebunden in die Hände liefern, sans facon depossédirt werden.

Die Energie, mit welcher Preußen die norddeutschen Staaten zu einem festen Körper zusammenschweißt, ist etwas in Deutschlands Geschichte unerhörtes. Der Bundesfeldherr ist in der That mächtiger als je ein römisch-deutscher Kaiser gewesen und ich glaube, wenn ihn das Gelüsten ankommt, sich zum Kaiser der Deutschen ausrufen zu lassen, so darf er es fest wagen...

M.

Zürich, den 14. Februar 1868.

Mein verehrter Herr und Freund.

Die politischen Bewegungen in unserm Kanton gehen mir nicht sehr zu Herzen. Ich habe seit etlichen Jahren ihrer Entwicklung zugesehen und unsern Hochmuthsfortschrittlern damit gedroht, bin aber ausgelacht worden. Jetzt sind diese Herren über die Maßen am Boden und fürchten an den Bettelstab zu kommen. Einige machen auch bereits den neuen Prätendenten die Cour. Ich denke, wir werden einen Schelm an einen Dieb tauschen. Nur in dem Falle, daß es in Frankreich losginge, könnte die Sache sehr böse werden. Wie ich aber höre, hat es dort seit drei Monaten viel gebessert. Überrascht hat mich dennoch bei uns die große Stimmenzahl für die Verfassungsrevision. Viele schwanken zwischen den beiden Eingebungen für die Revision: Es ist nichts dabei zu verlieren. Wider dieselbe: Es ist nichts dabei zu gewinnen und entschieden sich dann, mit dem Strom zu schwimmen, damit weniger Eifer und Parteiung entstehe. Nun enthält das Programm der Bewegungsmänner solche Ausschreitungen, daß, wenn es vollständig zur

Ausführung käme, die Abgaben bis auf 2 Procent vom Vermögen der Begüterten ansteigen müßten, ein Zustand, der kaum ein Jahr anhalten und neuen Revolutionen rufen würde. Ich selbst habe gegen die Revision, hingegen eventuell für einen Verfassungsrath gestimmt, weil, während dieser operiert, Zeit gewonnen wird, die Gemüther sich abfühlen können und wenn die Sache sich zum Schlimmen wenden wollte, man sich vorsehen kann, sich so gut es geht aus der Affaire zu ziehen. . .

Herzlich grüßt Sie Ihr treu ergebener

W. Meyer-Dtt.

Zürich, den 30. September 1868.

Sie würden mich sehr wenig gekannt haben, mein hochverehrter Freund, wenn Sie mich in militaribus für mehr als einen Subalternen von mittelmäßiger Brauchbarkeit taxiert hätten. Zu befehlen habe ich nie verstanden; ich galt für einen guten Hauptmann, weil ich artig manövrieren konnte, eine helle Stimme hatte, einen stattlichen Backenbart trug und eine fröhliche Haut war, von Oben und Unten wohl gelitten. Dann galt ich für einen halben Gelehrten, weil ich wußte, daß der 30-jährige Krieg nicht nach, sondern vor dem 7-jährigen gewesen, weil ich wußte, wie viele Regimenter diese und jene Armee zähle und mit Kunstausdrücken als Strategie, Taktik, Basis, Operationslinie nicht übel um mich hieb beim Schöpplein. Eine Compagnie ins Feld zu führen, hätte ich mir im Nothfall getraut in der Hoffnung, durch die Erfahrung im Feld selbst mir noch die abgehende Fertigkeit und Sicherheit und Ruhe zu erwerben. Zu einem Archivar oder Registrator hätte ich mich mit Leichtigkeit ausgebildet. „Dieser Mann lebt immer in der Vergangenheit, in der Zukunft nie!“, sagte von mir der geschickte und gewandte Staatsmann und Finanzentödter weiland Eduard Sulzer. . .

Leben Sie wohl. Lassen Sie die Welt böse sein, sie war es von jeher. Aber gute treue Freunde hat es auch immer gegeben und zu den Ihrigen zählt sich

Ihr W. Meyer.

Zürich, den 3. März 1869.

Nächsten Montag kommt der Verfassungsrath wieder zusammen zur zweiten Berathung des Entwurfes und schließlicher Vorlage desselben an den Souverän. Die Geldmenschchen schlottern vor Furcht und Zittern: „Wir bekommen, sagen sie, ein Fazy'sches Regiment wie die Genfer.“ — „Bah, sagte ich, unsere reichen Herren werden sich auch darein zu finden wissen, so gut als die reichen Genfer, welche bei allem scheinheiligen Seufzen über den Untergang des alten Genf dem Fazy zu seinem Schwindel recht gerne ihr Geld um ein billiges Zinslein dar-

gestreckt haben.“ — Das wurde mir nicht nur zugegeben, sondern bestätigt mit den Worten, ein Genfer Banquier habe in Zürich selbst sich ausgesprochen: „James Fazy a doublé nos capitaux.“ Als ich aber einmal sagte, wir haben ja schon längst unsern James Fazy, vor welchem alle kriechen, nämlich den Alfred, so nahm man mir es sehr übel auf. Und darum lasse ich nun den Sachen ruhig ihren Lauf

und somit Gott befohlen

Ihr

M.

(Schluß folgt.)

Johannes von Müller.

Von Paul Requadt, Heidelberg.

Unter den Marmorbüsten der Regensburger Walhalla, diesem romantischen Versuch Ludwigs von Bayern, ein nationales Pantheon zu schaffen, steht das Bildnis Johannes von Müllers, des klassischen Geschichtschreibers der Goethezeit. Er selbst, gewohnt mit den Großen seiner Epoche auf gleichem Fuße zu verkehren, nannte dem König die Namen, die würdig schienen, diesem erlauchten Kreis der Geister anzugehören; daß auch er darin aufgenommen wurde, mochte ihm die Erfüllung eines Wunsches bedeuten, der ihn schon als Jüngling enthusiastisch bewegte. Denn nicht den Bedürfnissen des Tages ließ er seine Feder, mit ehernem Griffel dachte er die Taten der Vorzeit einzuzeichnen in die Bücher der Geschichte, wie es seinen Meistern Tacitus und Thukydides gelungen war. Aber weder die marmorne Wucht seines Stils noch sein weites Wissen, mit dem er die Geschichte der Völker umspannte, sicherte ihm den Platz im Bewußtsein der Nachwelt. Entfremdet dem lebendigen Gefühl der deutschen Nation, seitdem er am Friedrichstag des Jahres 1807, in der schwersten Zeit der preußischen Monarchie, vor der Akademie sich als Gefolgsmann Napoleons bekannt hatte, starb er bald einsam, resigniert hingeeben dem Weltgeschehen, das ihn allzu mächtig bedrängte. Die freundschaftliche Verehrung, die Goethe Johannes von Müller zeitlebens bewahrte, und die zarten Worte, die er dem Toten nachsandte, vermochten nicht sein Andenken zu reinigen. Seine Persönlichkeit blieb behaftet mit dem Makel des Verrats, sein Werk wurde schnell überholt von der großartig sich entwickelnden Geschichtschreibung eines Niebuhr und Ranke, und in der Kunst seiner Darstellung sah man kühlen Klassizismus, die sentimentalische Steigerung eines Menschen des späten Rokoko, nicht die dichte Gefühltheit der klassischen Sprache Goethes. Seine bereits spricht von ihm als einem Vielgenannten, doch wenig Gelesenen: der Geschichtschreiber, den die Klassiker geehrt, den die Romantiker gefeiert hatte, wurde vergessen.

Wenn wir es dennoch wagen, seine rätselvolle Gestalt der Gegenwart zu deuten, so berufen wir uns nicht auf seine Werke, die „Ge-